Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 6 (1965)

Heft: 23

Artikel: Gespräche in Budapest : Eindrücke einer Reise nach Ungarn, Sommer 1965

Autor: Weichardt, Jürgen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1077009

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gespräche in Budapest

Eindrücke einer Reise nach Ungarn, Sommer 1965

Die Reise in ein Land östlich des Eisernen Vorhangs konfrontiert da auch den Touristen in jedem Augenblick mit der politischen Situation — ob er will oder nicht. So kann er in vieler Hinsicht Rechte geniessen, die der einheimischen Bevölkerung versagt sind. Eine Sonderbehandlung zeigt sich oft schon an der Zollstation, wo die Koffer der ausländischen Reisenden geschlossen bleiben, die heimreisenden Ungarn aber scharf kontrolliert werden. Kein Fremder, der Devisen bringt, soll abgeschreckt werden, aber er registriert die peinlich langweiligen Kontrollen an der Grenze.

Zwei Damen aus Budapest sassen mir im Abteil gegenüber, als unser Zug über die ungarische Grenze fuhr. Sie kamen von einer vierwöchigen Reise aus der Schweiz. Von ihnen erfuhr ich, was in Gesprächen später bestätigt wurde: viele Ungarn erhalten die Erlaubnis, ihre Ferien im westlichen Ausland zu verbringen — freilich erst nach einem umständlichen Papierkrieg mit dem Passamt, dem Büro der Arbeitsstelle und der Staatsbank. Nur selten erhalten sie die zugestandenen 70 Dollar ausbezahlt. Meist sind sie jenseits der Grenze völlig mittellos und auf die Hilfe von Bekannten oder Verwandten angewiesen, die sie eingeladen haben. Oft wird auch von der Visumstelle die Frage erhoben, wen man in Ungarn zurücklasse — ob man wiederkommt. Der Staat ist weder bereit, seine kostbaren Devisen für Reisen seiner Bewohner auszugeben, noch auf diese zu verzichten. Aber nutzt jemand die Gelegenheit, im Westen zu bleiben, so gibt es jetzt keine Repressalien für die Daheimgebliebenen mehr wie vor wenigen Jahren. Heute werden solche Fälle totgeschwiegen.

In diesem Zusammenhang war auch die Frage nach der Heimkehr der Flüchtlinge von 1956 interessant: sie wurde mehrmals gleich beantwortet: es gibt schon eine grosse Zahl von ihnen, die auf Besuch daheim waren oder ganz zurückgekehrt sind. Ihnen ist nichts geschehen. Die vor wenigen Jahren ausgesprochene Generalamnestie wird eingehalten.

Mit allen Personen, die ich gesprochen und die ich vorher nicht gekannt habe, die sich auch untereinander nicht immer kannten, waren offene Gespräche ohne jede politische Heimlichtuerei möglich. Alle nahmen mich — nachdem sie die Standardfrage beantwortet bekamen, dass ich nicht aus «Ost-», sondern «Westdeutschland» gekommen sei — mit unerwarteter Herzlichkeit und Gastfreundschaft auf und unterhielten sich meist in deutscher oder englischer Sprache völlig ungezwungen mit mir.

Der Filmregisseur

Da zeigte sich, dass auch jener Bürger Ungarns, der einen grösseren persönlichen Spielraum hat, aus seiner sehr kritischen Einstellung gegenüber dem kommunistischen Staat keinen Hehl machte.

Dem jungen Filmregisseur und Schriftsteller wurden eine Reihe von Reisen nach dem Ausland zu Studienzwecken gestattet. Ihm standen auch Mittel zur Verfügung, experimentelle Filme zu drehen. Aber erst nach seiner Fertigstellung entscheidet eine staatliche Kommission, ob der Film gezeigt werden darf. Zwei Arbeiten von ihm liegen auf Eis. An einem experimentellen Farbkurzfilm arbeitet er zurzeit — aber ihm als Künstler fehlen öffentliche Anerkennung und Kritik. Er schwebt im luftleeren Raum. Spätestens die Kommission macht ihm die Grenzen klar, die ein totalitärer Staat setzt. Hier aber beginnt auch seine Kritik am Staat, denn natürlich schwebt ihm dieselbe Freiheit des Filmschaffens vor, wie sie im Westen herrschen kann. Wichtig ist — und an einem anderen Beispiel wird Aehnliches zu zeigen sein — die Konkurrenz anderer Ostblockstaaten. Der Regisseur hofft, dass durch den Import der besseren Filme aus Polen und der CSR der ungarischen Filmproduktion ein grösserer Raum künstlerischer Freiheit verschafft wird.

Der Maler

Gemeinsam war allen Gesprächspartnern die Abscheu vor dem falschen Pathos des «Sozialistischen Realismus», dessen Vertreter in erster Linie staatliche Förderung erfahren.

Der Maler, den ich sprach, lebt in einer Wohnung der weniger gepflegten Nebenstrassen. Die Verständigung war schwierig, denn nur die Ehefrau konnte etwas Deutsch. Der Maler lebte in wirtschaftlich wenig günstigen Verhältnissen. Er hatte zunächst mit Aushilfsarbeiten bei Fach- und Industrieausstellungen seine 5köpfige Familie ernährt (Plakatmalen, Hinweisschilder, Photos kleben), zurzeit aber kann er als Zeichenlehrer einer Schule mit einem gewiss geringen, aber sicheren Einkommen rechnen. Malen kann er aus Zeitgründen nur nachts. Denn der Maler gehört nicht zu den «Soz-Realisten»; er hat einen eigenen Stil entwikkelt, der teilweise völlig abstrakt, teilweise surrealistisch zu nennen ist. Bestimmend ist auch ein Zug typisch ungarischer Romantik, der sich eigentlich nur bei ungarischen Künstlern im Ausland verliert. Obwohl der Maler mit der Kunstlinie der Partei nicht übereinstimmt, wird er deswegen nicht mehr behelligt. Freilich erhält er kaum Gelegenheit auszustellen, so dass auch ihm das zur künstlerischen Existenz notwendige Echo des Publikums fehlt. Nur einmal ist es ihm gestattet worden, in den Räumen der Nationalgalerie Bilder zu zeigen. Die Prozedur bis zur Ausstellung war langwierig. Eine staatliche Jury, die von der Gedankenwelt zeitgenössischer Malerei nicht erfasst war, entschied, welche Bilder der Oeffentlichkeit vorgeführt werden durften. Sie entschied nicht für die, die dem Maler am liebsten waren. Die Ausstellung diente nur dem Schauen. Verkaufen war — ausser im Atelier — nicht erlaubt. Der Besuch allerdings — wohl weil es eine der ersten Ausstellungen moderner, nicht sozrealistischer Kunst war — soll überwältigend gewesen sein: doppelt so viele Menschen wie bei einer linientreuen Schau.

Natürlich gab es die auch bei uns bekannten Verständnisschwierigkeiten, hier ganz besonders, weil die Arbeiten so gar nicht mit der Parteiauffassung harmonierten. Darum wurde — anders als bei uns — nicht krass abgelehnt, sondern Fragen an den Maler gestellt. Denn jeder aufgeweckte Ungar sah eine politische Bedeutung, eine stille Opposition in den Bildern, und ihre Ausstellung wurde als kleiner Schritt zur Liberalisierung genommen. Ebenfalls anders als bei uns lassen sich in Budapest alle Bevölkerungskreise von einer solchen Ausstellung ansprechen. So besuchten nach ihrem Schluss zehn Arbeiter aus Csepel, dem Budapester Industriezentrum, den Maler und baten ihn um Erklärungen zu seinen Bildern. Sie hätten die Ausstellung gesehen, die Bilder hätten ihnen gefallen, aber sie wüssten nichts damit anzufangen. Es gelang dem Künstler, die bildungshungrigen Arbeiter für seine Malerei so zu interessieren, dass sie einzeln wiederkamen, die Gespräche fortsetzten, einige sogar ein Bild kauften und den Maler schliesslich aufforderten, in Csepel, in einer Fabrikhalle Vorträge über Kunst zu halten. Der Maler sprach dort zwanzigmal.

Auch hier wirken Beispiele in anderen kommunistischen Staaten lockernd und lösend. Eine Gruppe Maler der «abstrakten» Richtung war während des Sommers zu Ausstellungen nach Polen gefahren, in der Hoffnung, polnische Künstler zum Gegenbesuch einladen zu können, denn die polnische Malerei ist nach Auffassung ungarischer Künstler sehr viel freier und moderner. Man hofft, dass der Gegenbesuch der gerngesehenen Polen in Budapest den ungarischen Malern freiere Arbeits- und Ausstellungsmöglichkeiten verschafft.

Der Literaturhistoriker

Mit einem Literaturhistoriker, der ein Bekannter des Malers ist, hatte ich Gelegenheit, über Fragen moderner ungarischer Dichtung zu sprechen. Besonders wichtig schien mir die Antwort auf die Frage, ob sich das Jahr 1956, das in Budapest so viel ist wie das Jahr Null, in der Literatur bemerkbar mache. Die Frage wurde bejaht: Es gibt mehrere Möglichkeiten. Einmal werden die mit diesem Jahr zusammenhängenden Probleme historisch versetzt — in die Zeit der Türken-, Bauern- oder Freiheitskriege 1848. Aber alle Leser in diesem literarisch so fruchtbaren Volk verstehen die Anspielungen gut. Doch gibt es in der schwer übersetzbaren Lyrik und sogar in der Prosa auch direkte Auseinandersetzungen mit jenem Jahr und seiner Folgezeit. Während

des Gesprächs wurde immer wieder auf die Parallele 1956 gleich 1848 hingewiesen. Kein Ungar, den ich sprach, hatte sich mit dem Scheitern des Aufstandes abgefunden. Alle waren stolz auf diese Ereignisse, die gezeigt hätten, «dass wir etwas getan haben».

Die Ungarn betrachten ihre Geschichte als eine der Unterdrückungen und Aufstände. Auch das Haus Habsburg wird als Tyrann gesehen, dessen Vertreter von 1848 bis 1860 ähnlich gewütet haben müssen wie die Russen 1956 und ihre Vasallen danach. Beide Male haben sich die Ungarn als Vorkämpfer Europas gefühlt. Der Literaturhistoriker sagte: «Beide Male krähte der Hahn eine halbe Stunde zu früh!»

Heute ist vieles erreicht, was 1956 gefordert wurde. Freilich ist weder die Freiheit gewonnen noch der bestimmende Faktor des Lebens, die Wirtschaft, vom marxistischen Hemmschuh gelöst. Er bestimmt die Art des Strassenverkehrs, das Stadtbild, die Form des Tourismus, den Alltag.

Die Wirtschaft

«Ungarn ist völlig herabgewirtschaftet», sagte eine ältere Budapesterin, die bessere Zeiten kannte. «Die trotz aller Reformen, gemessen an früheren Verhältnissen, katastrophale wirtschaftliche Situation erweckt Resignation und ein ‚In-den-Tag-leben'. Denn niemand kann bei den niedrigen Einkommen und den hohen Preisen mit einer durchgreifenden Besserung seines Lebens rechnen. Ersparnisse sind nicht zu machen. Alle Wünsche, schöner zu wohnen, zu reisen, Autos zu besitzen, scheitern am schlechten Lohn.»

Für den Durchschnittsbürger, der nicht geeignet ist, in einem kommunistischen Staat Karriere zu machen, oder nicht die Gabe hat, Künstler am Theater, Sportler oder bedeutender Wissenschaftler zu sein, ist der neuralgische Punkt seines Lebens nicht mehr der Mangel an Konsumgüter, sondern das Einkommen. Denn in Budapest ist heute fast alles zu haben. Aber der Lohn eines Arbeiters beträgt nur 1500 bis 2000 Forint (300 bis 350 Franken nach ungerechtfertigtem Wechselkurs), der eines Ingenieurs 3000 Forint. Dies ist schon ein Spitzengehalt. Gewiss verdienen Direktoren und Funktionäre, Karrieristen der Partei, darstellende Künstler, Musiker und Sportler mehr. Die Masse aber lebt nach der Devise, die ein Ingenieur formulierte: «Wir sind acht Stunden im Büro, arbeiten fünf Stunden und werden für drei bezahlt.» Zwangsläufig müssen in allen Familien die Frauen mitverdienen, um nur das Nötigste zum Leben anschaffen zu können. Denn die Preise liegen, wie man leicht in Schaufenstern sehen kann, bei Textilien, Porzellan und technischen Geräten trotz meist geringerer Qualität über denen in einem westeuropäischen Kaufhaus.

Dagegen scheinen selbst heute noch Antiquitäten und alte Bücher billig zu sein. Vor wenigen Jahren noch konnte man meterhohe Barockmadonnen für wenige Mark kaufen. Heute sind die Preise von den Touristen verdorben worden.

Diese wirtschaftliche Situation weckt grosse Unzufriedenheit. Der Käufer spürt in allen Geschäften die Gleichgültigkeit und Lustlosigkeit der Angestellten, denen es völlig egal ist, ob etwas gekauft wird oder nicht. Es sind natürlich staatliche Geschäfte, die sich durch eine umständliche Bürokratie auszeichnen.

Doch die geringen Hoffnungen auf eine tiefgreifende Veränderung der politischen Lage in Ungarn stützt sich gerade auf die Wirtschaft. Unabhängig voneinander, aber übereinstimmend sagten mir der Literaturhistoriker und der Ingenieur, dass die internationale Entwicklung eine völlige Umgestaltung der nationalen Wirtschaft verlange, dass die Konkurrenzfähigkeit schliesslich eine freie Marktwirtschaft fordere. Diese unmarxistische Veränderung zu kapitalistischen Formen könnte die Bevölkerung aus ihrer Resignation reissen. Der Ingenieur sprach sogar von einer wirtschaftlichen Revolution innerhalb der nächsten drei Jahre.

Eine wichtige Rolle spielt der Handel mit dem Westen. Eine tiefgreifende Aenderung ist vor allem mit westlichen Maschinen möglich, die nach Aussagen des Ingenieurs wesentlich besser als ungarische sind. Der Handel verbessert nicht nur den Lebensstandard der ungarischen Bevölkerung, er bildet auch eine Brücke, über die Menschen aus Ost und West miteinander in Berührung kommen. Das Regime wird dadurch moralisch nicht gestärkt, sondern geschwächt, verliert es doch an Glaubwürdigkeit. Seine politischen und ideologischen Argumente erscheinen der Bevölkerung hohl und verlogen. Die Regierung wird gezwungen, nach kapitalistischen Methoden zu rechnen, um die Devisen für die Maschinen aufzubringen. Auch diese Methoden dienen letzten Endes der Bevölkerung.

Zu ihnen gehört der Tourismus. Eine nicht geringe Summe bringen die westlichen Touristen, die im Sommer Budapest überschwemmen, ins Land. Denn alle müssen neben hohen Visagebühren auch noch eine gewisse Summe Devisen eintauschen, die nicht zurückgewechselt werden kann.

In Budapest werden die Touristen aus Ost und West — soweit sie nicht private Quartiere haben — in vornehmen Hotels untergebracht, die den alten feudalen Glanz bewahrt haben — natürlich in staatlicher Regie. Die Vollpension im Hotel Astoria im Zentrum der Stadt, dem billigsten Hotel, das ich wählen durfte, kostet pro Tag und Person acht Dollar! Ein gepflegtes Essen für zwei Personen kommt hier auf etwa 20 Franken zu stehen. Doch ist diese Summe für Ungaren kaum erschwinglich.

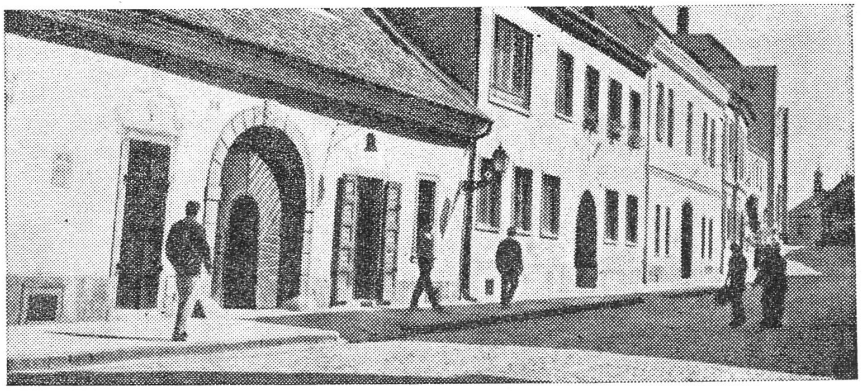
Verkehr

Auch der Verkehr ist natürlich Ausdruck der wirtschaftlichen Lage. Während in Budapest auf den Ringstrassen der Autoverkehr grossstädtisch ist und im Zentrum Parkplatznot herrscht, ist er in einer Kleinstadt wie Sopron (Oedenburg) kaum nennenswert. Die Fahrweise ist nach unserer Auffassung sehr rücksichtslos, die vielen Zebrastreifen in allen Orten werden kaum beachtet. Teilweise erklärt sich dies aus der Gleichgültigkeit gegenüber staatlichem Eigentum, denn alle LKWs und viele Personenwagen, Taxis usw. sind natürlich staatlicher Besitz.

Eine andere Komponente der Wirtschaftssituation bilden die Häuseransichten in Budapest (und ähnlich in Sopron). Die ältesten Häuser in Buda werden in ihrer ursprünglichen Form renoviert. Das gibt der Altstadt ein schönes Aussehen. Die Hauptstrassen von Pest, das internationale Einkaufszentrum, vielleicht das reichste des Ostblocks, ist renoviert worden und zeigt noch einen matten Abglanz des ehemaligen «Paris des Ostens». Jene Häuser, die bei Eroberungen durch die Sowjets — die Ungarn sagen «Befreiung» nur mit ironischem Lächeln — 1945 und 1956 völlig zerstört wurden, sind durch achtbare Neubauten ersetzt worden. Doch alle Gebäude in den Nebenstrassen, wohin sich selten ein Tourist verirrt, alle Häuser, die dem Krieg und dem sowjetischen Terror widerstanden haben, zeugen unverändert von jener Zeit. Um die Fenster und Türen reihen sich die Gewehr- und MG-Einschüsse, der Putz fällt von der Fassade, jahrzehntealter Staub hat die Häuser gleichgefärbt. Nichts ist an diesen Bauwerken der Jahrhundertwende repariert worden. Es ist kein Geld vorhanden, die Privatinitiative fehlt, der Staat hält andere Ausgaben für wichtiger.

Einige der neuen Siedlungen am Stadtrand haben ein hübsches Aussehen, doch die Zimmer sind klein und hellhörig — aber solche soll es bei unseren Neubauten ja auch geben.

Jürgen Weichardt



Baudenkmäler werden gepflegt. Die Uri-Strasse in Budapest.